

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdner

Löhn-Siegel, Anna

Oldenburg, 1885

II. Ein avancirter Chorist. "Gretchen" vom Theater in Uelzen. Ein wiederwärtiges Reiseabenteuer.

urn:nbn:de:gbv:45:1-5977

II.

Ein avancirter Chorist. „Gretchen“ vom Theater in Uelzen. Ein widerwärtiges Reiseabenteuer.

Zuweilen kann uns der Retter auch aus einem Choristen von der großen Oper erwachsen, der auf der Bühne gemeinlich nur die Hände ausstreckt und von Rettung singt, aber niemals zugreifen, nie thatsächlich retten darf, und fielen ein Duzend chorsingender Mörder über den ersten Solisten her.

Nachdem ich angstvoll von einem Coupé zum andern gelaufen und umsonst gebeten hatte mich aufzunehmen, entdeckte mich ein solcher nützlicher Chorist. Es war Herr Schön vom Leipziger Stadttheater, gegenwärtig für kleine Solopartien in Vaudevilles und Possen (wenn solche gegeben werden sollten) und für kleine Rollen im Schauspiel am Oldenburger Hoftheater engagirt. Durch seine Bemühungen und sein gütliches Zureden, erhielt ich wenige Augenblicke vor Abfahrt des Zuges einen leidlichen Platz in demselben Coupé, in welchem er bereits saß. Auswanderer befanden sich zwar auch in diesem Wagen, aber, wie mir der Chorsänger vor meinem Einsteigen tröstlich zuflüsterte: kinderlose.

Herr Schön, der den Namen mit einigem Unrecht führte, kannte mich von meinem Leipziger Engagement her und hatte mich als Judith in „Uriel Akosta“ mit dem Widderhorn der Judenpriester, das er sehr gut zu handhaben verstand, oft verfluchen helfen.

Jetzt schwelgte er in dem Hochgefühl, mir als Colleague

„in Vaudeville, Posse und Schauspiel“ näher zu stehn, denn zwischen denjenigen, die solo sprechen und solo singen, und jenen, die Chör singen und im Schauspiel unter der Rubrik: „Alle“, ausrufend, zujauchzend und murmelnd mitwirken, herrscht am Theater ein Rangunterschied, wie zwischen Patriciern und Plebejern.

„In welcher Rolle werden Sie auf unserm Hoftheater debütiren, verehrtes Fräulein?“ frug Herr Schön im vertraulichsten Collegentone und wollte mir freundschaftlich näher rücken, näher als nothwendig war.

Ton und Benehmen erregten mein Mißfallen; ich beschloß, einen trennenden Schlagbaum gegen alle kommenden Vertraulichkeitsanfälle zu errichten.

„Als Valentine in Gustav Freitags gleichnamigem Schauspiel“, sagte ich mit Selbstbewußtsein und setzte, indem ich vor dem überflüssigen Erfassen meiner Hände zurückwich, in herablassendem Tone hinzu:

„Vermuthlich werden Sie in diesem Stücke gleichfalls debütiren. Es sind mehrere kleine Rollen darin. Meine Bedienten.“

Der Schlagbaum war fertig.

Auf einer Zwischenstation stieg eine theilweis in Costümstücke auffallend gekleidete junge Dame ein, die ich sogleich als Eine vom „Metier“ erkannte. Sie hatte das Großsprecherische und Ruhmredige, das dem Schauspielertum eigenthümlich zu sein pflegt, wenn es einen Contract in der Tasche fühlt.

Die drei Worte: Ich habe Contract! Ich bin engagirt! jagen das leichte Blut des darstellenden Künstlers in schnellerem Tempo durch die Adern und besflügeln seine Zunge zu hochgemuthen Ausdrücken. Ist doch die nächste Zukunft gesichert, wenn auch vielleicht nur auf vier Wochen, denn an kleinen Bühnen kann nach vierzehn Tagen gekündigt und nach vier Wochen vom Autokraten, d. h. Director, entlassen werden.

Frl. K. war bis jetzt für jugendlich=tragische Rollen in Uelzen im Hannöverschen engagirt gewesen und wollte in einem andern, auf dem Wege nach Bremen gelegenen Orte als Gretchen im Faust auftreten. Ich wünschte etwas von ihrer Auffassung der Rolle zu erfahren.

Sie nahm eine alte, vergoldet gewesene Lorgnette zur Hand, beblinzelte mich von Oben herab und sagte stolz:

„Das Gretchen giebt man in der ersten Hälfte naiv, in der zweiten tragisch. Da ist keine Wahl. Das ist Gesetz. Den Wahnsinn verarbeitet jede so gut sie kann. Ich bin in der letzten Scene rein toll, raschele mit dem Stroh, mache Kränze davon, stelle Bilder mit Heinrich Faust — aber die Kritik sagt, die Scene sei meine beste.“

Und nun folgte eine längliche, sicherlich schon oft repetirte Aufzählung der Orte und der Zeitungsblätter, die das im Stroh raschelnde Gretchen bewundert und belobt hatten. Sie griff auch schon in die Kleidertasche, worin einige Recensionen zur Lectüre für unfreiwillige Zuhörer bereit gehalten zu werden pflegten, allein zum Glück für die Insassen des Wagens dritter Classe waren sie aus Versehen im Koffer eingefahrt worden.

„Merkwürdig“, dachte ich, „ein tolles Gretchen, das Ophelia-Strohkränze windet! Es verthut sich doch Alles.“

Ich war nicht so glücklich gewesen, die berühmte Unzelmann in Leipzig als Gretchen zu sehn, von der Frau Gide, unsere geistvolle Anstandsdame, gesagt hatte:

„Sie idealisirt das Gretchen, jedoch nicht so, daß es unwahrscheinlich wird. Das ist die Klippe in dieser Rolle. Sie wird anfangs unmöglich naiv und später unmöglich hochtrabend gegeben. Oder in den ersten Scenen so sentimental und pathetisch, daß später kaum noch eine Steigerung oder nur eine Steigerung in's Unnatürliche übrig bleibt. Da heißt es dann wohl: Sie verklärt die Rolle! Aber das ist nicht das Richtige. Mit dem ‚König in Thule‘ treiben die meisten Gretchen nun

gar ein arges Unwesen. Sie declamiren ihn oft so tragödienhaft, als stünde schon der Verzweiflungsact in der Kirche unmittelbar bevor: ‚Nachbarin, Guer Fläschchen‘, und sie müßten den Zuschauer auf alle Schrecknisse, die viel später kommen, mit Tönen gruseliger Ahnungsschauer vorbereiten. Oder wenn sie die Ballade singen können, bringen sie etwas Soubrettenhaftes in die rührende deutsche Mädchengestalt.“

Ich hatte die Rolle des Gretchen, ehe ich nach Leipzig engagirt wurde, gelernt. Es war in Cottbus auf dem steinharten Sofa der armen Tuchmacherswittwe, bei der ich wohnte. Eine jugendlich-tragische Liebhaberin mußte doch das Gretchen auf dem Repertoir haben! Also frisch drauf los memorirt! Aber es ging mir eigenthümlich mit der Rolle, die ich als Wunderblume deutscher Poesie beim Lesen des Stücks doch so süß bezaubernd gefunden hatte. Sie empörte mich, wenn ich sie verlebendigen sollte. Vielmehr das Schicksal des lieblichen Kindes. Ich grübelte schon lange über diesen Widerspruch. Der große Göthe hat unbedingt viel milder gedacht über die Strafe, die eine solche unglückliche Kindesmörderin verdient, eigentlich nicht verdient, aber er mußte dem rohen Faust-Zeitalter gerecht werden, sagte ich mir.

Mit meinem Vater hatte ich, als ich noch zu Hause war, über diesen heikeln Gegenstand nicht zu sprechen gewagt. Aber ich hatte meinen guten Freund, den Professor Krug, will sagen sein philosophisches Lexikon in des Vaters Bibliothek, darüber gefragt. Er sagte zu meiner Freude, was ich im Stillen gedacht hatte: „So ein armes, in den tiefsten Fugen seines Wesens erschüttertes, aus den Bahnen des normalen Empfindens hinausgetriebenes Geschöpf (wie Gretchen und ihres Gleichen) befindet sich in einem Zustande der Besinnungslosigkeit, ihre That kann nicht als durchaus freiwillig (*tanquam actio plene voluntaria*), sie muß als die einer Unzurechnungsfähigen beurtheilt werden.“

Noch ehrfurchtsvoller und dankbarer, weil er Gretchen ganz entzündete, beugte ich mich vor Kants Ausspruch, der in seiner Rechtslehre einen Mord, wie ihn jene Unglückliche an ihrem Kinde vollbracht hat, als nicht strafwürdig nach dem Staatsgesetz darstellt, weil nämlich ein solches Kind sich wider Wissen und Willen des Staates, gleichsam als etwas Verbotenes, in den Staat einschleiche.

So versetzte mich denn der Gedanke, die Rolle des Gretchen spielen zu müssen, in einen förmlichen Aufruhr gegen Natur, Sitte und Gesetz. Der Zorn auf den Verführer, der frei ausgeht, nicht mitgeköpft wird (etwas, das mir als ein unbedingtes Erforderniß galt, um nur das dürstigste Gerechtigkeitsgefühl zu befriedigen), hätte schon allein eine schlechte Darstellerin des Gretchen aus mir gemacht. Ich hätte den Ton für die Liebende nicht gefunden, weil ich schon vorher das Ungeheuer in dem Geliebten gehaßt haben würde, der Gretchen zuletzt in Mord, Wahnsinn und Henkertod hineinragt. Die Hölle und ihre nicht erfahrungsmäßig constatirte Qual, war mir lange nicht Strafe genug für den Mörder, den Brecher der Wunderblume Gretchen. Wenn man ihn wenigstens am Höllenspieße hätte braten sehn, nachdem er mindestens einigemal geköpft worden war!

Dieser Gedanken- und Gefühlsgang entstand bei mir aus der frühentwickelten Unzufriedenheit mit der Stellung der Frau in Staat und Gesellschaft im Verhältniß zu der bevorzugten des Mannes. Es gab in diesem Bereich so viel Herkömmliches, Bestehendes, mit dem ich auf Kriegsfuß stand. Die Jugend möchte ihr leidenschaftliches Rechtsbewußtsein überall zur Geltung bringen. Auch da, wo es gar nicht verstanden und gewürdigt wird, wie bei der großen Mehrzahl der Frauen. Ich klagte schon die Natur als ungerecht an. Und nun kommt auch noch der Staat mit seinen gesetzlichen Bestimmungen, die sich die Ungerechtigkeit der Natur, anstatt einen Ausgleich herbeizuführen,

in entwürdigender, ja grausamer Weise zu Nutzen machen, Vorurtheile demüthigendster Art pflegen, überall Dornenhecken von Hindernissen pflanzen, wo einmal eine Frauenseele über den dumpfen Gefühlsdusel der untersten Atmosphäre hinausstrebt!

Mit solchen Gedanken durchheilte ich die flachen hannoverschen Gefilde. Die Nelzener Collegin, die mir als das Allerflachste in der Heimath der Haidschnucken erschien, unterbrach mein Denken mit der Frage, ob ich in Hannover speisen würde?

Sie hatte sehr viel Sinn für Essen und Trinken, ihr Handkörbchen quoll über von Victualien. Sie war auch freigebig, theilte von ihren Schätzen mit, ein liebenswürdiger schauspielerischer Zug, der aus dem Optimismus des Mimen und der leicht erregten Hoffnungslosigkeit entspringt, es könne ihm nirgends fehlen.

Lachend rief sie:

„Schauspieler essen gern was Gutes und haben immer Appetit. Das ist eine altbekannte Geschichte. Wer immer neue und darunter viel schlechte Rollen fressen muß, wird hungrig nach etwas Genießbarem.“

„So fördert diese Kunst also das Thierische in uns?“ fragte ich.

Sie antwortete verdrießlich:

„Was Sie auch gleich aus den einfachsten Dingen heraus hören! Sie sind was Gelehrtes, und das kann ich nicht leiden.“ Und mit einem schmunzelnden Lachen setzte sie hinzu:

„Was wäre das Schauspielerleben ohne Essen? Nicht wahr, Herr College?“

„Und Trinken!“ ergänzte College Schön. „Wie heißt doch das lateinische Sprichwort von den Cantores und dem Humor?“ setzte er im Vollbewußtsein seiner neubad'nen Solistenwürde hinzu.

Ich wurde ironisch bis zur Ungezogenheit und entgegnete:

„Es heißt, wenn ich nicht irre: cantores et nares humorem semper habent.“

„Ja, ja, ganz recht,“ rief lautlachend Herr Schön. „Nares, das sind doch nicht etwa Narren?“

„Nein, Tenoristen“, antwortete ich ebenfalls lachend. Und während nun der Tenorist bat, ich möchte ihm das hübsche Sprüchlein dictiren, er müsse sich's aufschreiben, lachten wir alle drei, aber aus verschiedenen Ursachen.

In Hannover angelangt, forderte ich aus Sparsamkeit kein Diner, sondern eine Portion Thee. Das Melzener Gretchen dagegen dinirte aus Leibeskräften. Sie hatte ja den Contract in der Tasche. Herr Schön, der Sänger, fiel in die belegten Butterbröde hinein, die er mit Bier befeuchtete. Aber der Schreck war für mich und meine Sparsamkeit aufgespart. Das sollte eine Portion Thee nach bescheidenen sächsischen Begriffen sein?

Eine Kanne mit starkem, dunkelbraunem Gebräu gefüllt, fast ebenso viel der fettesten Milch. Außerdem ein Thurmbau rosa und weißer gegossener Zuckerkwürfel, Butter, zweierlei Brod, Eier und kalter Braten!

Unerhört! Zum Thee bekam man daheim höchstens einen Zwieback, oder bei großen Damenconventikeln ein Stückchen selbstgebacknen Kuchen. Mehr nicht. Das tolle Gretchen sah meine verblüffte Miene und rief jubelnd:

„Haha, geschieht Ihnen recht, Anauserin! Sehn Sie, das ist nordische Sitte: Viel essen, gut essen, immer essen! Das paßt für die Schauspieler. So ist's recht.“

Dann versprach sie mir unaufgefordert, hilfreichen Mund zu leisten, wenn ich nicht Alles allein ‚vertilgen‘ könne.

Aber ich blieb in der mir zugetheilten Rolle der Anauserin, packte das Uebrige zärtlich ein, und Gretchen hatte das Zusehn.

Ein abenteuerlustiger Herr in noch jungen Jahren näherte sich mir in Hannover, ein feiner Cavalier. Er mochte Lang-

weile in der ersten Wagenklasse empfinden und forderte mich nach einem kurzen Gespräch über Wetter, Gegend und schwarze Schafe auf, zu ihm in das ‚Ministercoupé‘ zu steigen. So betitelte er die einsame Höhe der ersten Classe.

Ich dankte kurz. Die Uelzner Tragödin schalt mich einfüchtig, prüde, idealisch und meinte:

„Wenn er nur mir den Antrag gemacht hätte, der Dummbart! Göttlicher Gedanke, mit der ersten Classe in's neue Engagement einzurücken. Aber ich weiß schon lange, was für Eine Sie sind. Hoch hinaus. Tugendstolz. Und am Ende steckt doch nur Coquetterie dahinter . . .“

Ich hatte kein Wort der Erwiderung für diese Collegin, und fühlte mich in der Schauspielerswelt wieder einmal so fremd wie unter Hottentotten.

Auf jeder Station, die das Aussteigen gestattete, drängte sich der vornehme Fremde an mich. Kaum wagte ich noch, das Coupé zu verlassen. Fräulein Uelzen, wie ich die mir Unsympathische getauft hatte, suchte mit aller Gewalt seine Aufmerksamkeit von mir ab- und auf sich zu lenken. Sie machte Fensterpromenade vor dem Ministercoupé, lachte, äugelte, ließ das Taschentuch fallen, das nicht aufgehoben wurde, zürnte schelmisch. Aber es war Alles vergebens, und ihre verläumderischen Sticheleien über meine Coquetterie, die durch gut gespielten Widerstand zu reizen suche, wurden immer ausfälliger. Ich entgegnete:

„Kein Wunder, daß die Männer Dasselbe glauben, wenn es so viele Weiber giebt, die sich ihnen aufdrängen wollen, wie Sie.“

Seitdem schmolten wir und sahen uns nicht mehr an.

Der Fremde war ein weitgereifter, feingebildeter Mann, mit dem ich mich gern unterhalten hätte, nur nicht in der von ihm gewünschten Art. Welcher Zufall ihm verrathen hatte, daß ich Schauspielerin war? Wahrscheinlich der Ausstieg der Uelznerin,

die uns bald darauf verlassen mußte, und von einigen Collegen auf der Trennungstation empfangen wurde. Sie sagte zu ihnen:

„Dort sitzt noch Eine von ‚unserer Theaterleut‘.‘ Aber eine Hochnasige.“

„Schauspielerin?“ flüsterte mir der hohe Herr mit frivoler Betonung zu, indem er plötzlich wieder an unser Coupé herantrat, „Schauspielerin? Hahaha! Und da machen Sie auch noch so große Umstände, ehe Sie zu mir in die erste Classe kommen? Man kann auch in Bremen hübsche Pariser Toiletten kaufen, die bei den Schauspielerinnen doch am meisten ziehn.“

Von tiefster Indignation erfaßt, die ich damals noch nicht so leicht durch Ironie zu tödten vermochte, wenn man meine persönliche Ehre verletzte, stürzte ich mich nur um so lebhafter in das mit Herrn Schön begonnene Gespräch über ‚unser Hoftheater‘, wie letzterer von Oldenburg's Bühne zu sagen beliebte. Den Beleidiger ignorirte ich gänzlich und wandte ihm den Rücken zu.

Ich hatte noch nicht gewußt, daß auch Possen, zuweilen Operetten in Oldenburg gegeben würden, wengleich äußerst selten. Seit 1844, in welchem Jahre der mir von Dresden her bekannte Dichter, Julius Moser, als Dramaturg nach Oldenburg berufen worden war, hatte man in Theaterkreisen viel von der classischen Richtung gesprochen, die das dortige Repertoire beherrsche. Der Einfluß Moser's auf die Bühne, hieß es, sei ein so eingreifender und in jeder Hinsicht veredelnder, zugleich habe der Dichter unter den Darstellern ein so verständnißvolles Entgegenkommen gefunden, daß der Ruf einer Musterbühne im Kleinen einen wohlverdienten Glorienschein um das Oldenburger Kunstinstitut gewoben.

Da ich noch nie eine Theaterzeitung gehalten hatte, war mir nur wenig von den Kunstzuständen jenes Orts bekannt geworden. Man rühmte sie im Allgemeinen, und das war mir genug. Um so unterrichteter zeigte sich Herr Schön. Aber

der zudringliche Fremdling mischte sich von Neuem in unser Gespräch, indem er während des langen Aufenthalts an der nächsten Station spottend in's Coupé hereinrief:

„Ah, nun weiß ich's! Das Hinderniß ist blond, blauäugig, bartlos, ist auch Comödiant, hat sicherlich ältere Rechte und sitzt neben Ihnen. Aus Tugend widersteht, wie Erfahrung lehrt, keine“

Schauspielerin, hatte er hinzugesetzt, aber das Wort war halb von dem Knall verschlungen worden, mit welchem der Schaffner die Thür in's Schloß fallen ließ. Ich zitterte vor Zorn und brannte vor Sehnsucht, dem Spötter meine ganze Verachtung auszudrücken. Herr Schön sah es und sagte theilnehmend:

„Je höher stehend, desto frecher! Ich hätte ihm Eine in sein Ohrfeigengesicht schleudern mögen, daß ihm Hören und Sehen vergangen wäre. Als ob es nicht auch in unserm Stande rühmliche Ausnahmen gäbe?“

„Stand! Stand!“ rief ich bitter höhrend. Ich beneide ihn nicht um seinen Stand, einer durch das Privilegium höchster Gemeinheit ausgezeichneten Bornehmheit.“ Etwas gefaßter setzte ich hinzu:

„Mag sein. Ich bin nun einmal Schauspielerin. Man muß den Stand adeln, wenn uns der Stand nicht zu adeln vermag. Freilich, so lange die Gattung der Uelzner Collegin das Hauptcontingent stellt unter den Großen wie unter den Geringen —“

„Bremen!“ tönte es draußen aus Schaffnermunde.

Es war schon ziemlich spät. Der Unverschämte von der ersten Classe ließ sich zu meiner Genugthuung nicht mehr blicken. Ich beorderte schnell einen Wagen, um sammt Gepäck nach der Post zu fahren, denn in Bremen erlosch der neue Komet der Eisenbahn. Oldenburg blieb noch lange Zeit dem altgeliebten Postillon getreu. Nur auf dem bei Elsfleth in die Weser

mündenden torfbraunen Flüsschen Hunte herrschte schon der Dampf. Man richtete daher bei der Ankunft in Bremen die doppeldeutige Frage an mich: ob ich mit der Huntefuhr, d. h. mit dem Dampfschiff, nach Oldenburg wolle?

Ich wählte die Post, weil sie Anschluß hatte. Nachdem Herr Schön, der in Bremen bei einem Collegen übernachten wollte, mir ein:

„Auf Wiedersehn im großen Rittersaale!“ (ein Schauspielerausdruck für Theater) zugerufen hatte, fuhr ich ab. Aber nur bis an die nächste Straßenecke.

Dort wurde dem Kutscher ein donnerndes: Halt! zugewettert, der Wagen stand still, der Kutschenschlag flog auf, der Unverschämte von der ersten Classe rief herrisch: „Hört nach Britisch Hôtel!“ und schwang sich zu mir herein, die er thatsächlich überfiel. Das Alles war das Werk eines Augenblicks.

Ein kurzes, äußerst hitziges Gespräch begann, darauf folgte ein verzweifelttes Ringen, wodurch mein auf dem Rücksitz über anderem Handgepäck thronendes Hutkistchen in die Fensterscheibe und zu der Oeffnung hinausgestoßen wurde. Dieses alte Hutkistchen war jetzt mein gutes Engelchen und erlöste mich aus der verhängnißvollen Situation. Der Kutscher hörte das Klirren der Scheibe, gleich darauf das Poltern der Kiste auf dem Straßenpflaster, er hielt an, öffnete zornmuthig die Wagenthür, ich sprang hinaus, zerbrach rasch entschlossen meine beiden gekoppelten Reisetaschen nach und rief dem in fast unverständlichem Plattdeutsch von Schadenersatz heftig polternden Kutscher zu:

„Fahren Sie Den da drinn, wohin er will.“ —

Ich fürchtete schon, der Freche würde mich abermals verfolgen, allein ich bemerkte zu meiner Genugthuung, daß wir zufällig vor einem hellerleuchteten Gasthose hielten, aus welchem Portier und Kellner auf den Wagen losstürzten. Sicherlich war mein Peiniger in der Stadt bekannt und so hochangesehen, wie er es durch seine Gesinnungs- und Handlungsweise im

vorliegenden Falle nicht verdiente. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Kutscher zuzurufen:

„Ich werd's bezahlen. Fort nach dem —“

Die Adresse ent schlüpfte meinem Ohre. Ich hatte nichts dagegen, wehrte nur den Kellnern, die mein Gepäck mit Bindeseile in den Gasthof schleppen wollten, und engagirte den alten, landesüblich ruhig auf meine Befehle harrenden Hausknecht, damit er mir die rettende Kutfiste und die schweren Reisetaschen zur Post trage.

Sie war glücklicherweise nahe und bald saß ich in einem wohlgepolsterten Postwagen und konnte nach ausgestandenen Widerwärtigkeiten und Nengsten frei Athem schöpfen. Nur eine alte Frau hörte meine Seufzer, die sich wieder einmal um den Gedanken scharten:

„Also weil ich Schauspielerin bin, hab' ich kein Recht, den weiblichen Stolz zu besitzen, den der Nichtswürdige doch an seiner Mutter und Schwester bewundert, von seiner Gattin fordert, den leisesten Zweifel daran aber blutig rächen würde?“

Fieberschauer schüttelten mich. Ich sehnte mich nach einem theilnehmenden Wesen, fühlte mich schmerzlich vereinsamt. Die alte Frau, meine Reisegenossin, vielleicht eine gute zärtliche Mutter, wie die meine daheim im fernen Sachsenlande, war unverständlich. Ich begriff nur wenig von ihrem ‚Platt‘, sie nicht viel von meinem ‚Hoch‘. Nach einigen vergeblichen Unterhaltungsversuchen, schüttelte sie sehr bedauernd das Haupt und schloß ein, was mir ein gurgelndes Schnarchen verrieth.

Ich blickte zum Fenster hinaus und flüsterte in der Exaltation meines Gefühls:

„Poesie, rette mich aus dem niederdrückenden Elend!“

Es war Alles so herabziehend, entehrend, schmachvoll gewesen. Ekel erfaßte mich, wilder Hohn, daß es so sein durfte, und Schmerz, daß ich mich nicht rächen konnte wie ein Mann.

War ich nicht schon illusionärrm genug gewesen in Bezug auf meinen Stand und seinen Platz auf den Staffeln der Gesellschaft? Mußte immer mehr und immer wieder dasselbe Unflätbige an mich herantreten, um den bitteren Erfahrungskelch überschäumen zu machen?

Und diese Melzner Collegin, deren Benehmen nur geeignet gewesen war, die tiefverletzende Frechheit meines Peinigers zu schüren — bah, ich kannte ja schon manches Duzend dieser kunstübertünchten Hetären. Es war ja nichts Neues. Nein, Alles ebenso altbekannt, als faul und wurmstichig. Aber wenn der moralische Schmutz um uns herum gerade im Anhäufen begriffen ist, zürnen wir um so bitterer der untersten Ansammlung, auf die sich die spätere stützt.

Ich drückte meine erhitzte Stirn an die kühle Fensterscheibe und schaute in die stille Nacht hinaus. Wo hatt' ich doch gelesen: „So manches verletzte Frauengemüth klagte schon der Nacht seinen Schmerz, sie nimmt es sanft an ihr mütterlich Herz.“



III.

Mondscheinfahrt nach Oldenburg. Ankunft.

Der Mond war aufgegangen, geisterhaft webten und schwebten die Nebel aus den endlosen Wiesen- und Moorflächen heran. In diesen weichen, so hell und rein im Mondesglanze dahin wallenden Nebelgruppen lag etwas Linderndes, Beruhigendes, wie kühler Balsam auf heiße Wunden träuft. Und sie drängten näher und näher, das nächtliche Gestirn ließ ihnen wunderbare, abenteuerliche Gestalten, und es war mir als sollten sie mich mit Titanenarmen hinaufretten zu den schöneren Regionen der goldumsäumten Wolken, die des Mondes weithinziehende Trabantenschaar bildeten.

Und indem ich Nebel, Wolken und Mondesstrahlen mit Phantasiebildern bevölkerte, nahm ich ein Gedanken-Bad und reinigte mich von den Schlacken des Jüngsterlebten. Der eigenthümliche, unbeschreibliche Reiz dieses vor Urzeiten angeschwemmten Flachlandes, aus dem der Wasserathem des unendlichen Meeres dampfend emporstieg, ging mir mit einem Male auf. Dort drüben hatten die Nebel einen weiten Bogen um ein Stück wellenförmig gehobenes Geestland gezogen. Wie eine Insel war es anzusehn, die im nächsten Augenblicke von den einstürmenden Wassern verschlungen werden konnte. Und aus dem dunkeln Braun der Haide blickte es hie und da seltsam auf, gleichwie riesige Topase und anderes funkelndes Gestein. Wasserlachen größeren und kleineren Umfangs, in die der Mond bald grell, bald matt seinen Strahlenschimmer senkte.